

Das KZ, das vergessen werden sollte

Reste einer Zeit grauenhafter Verbrechen an der Menschlichkeit: ein ehemaliger Wachturm auf dem Areal der KZ-Gedenkstätte im oberpfälzischen Flossenbürg.

Fotos: Armin Weigel/dpa, Eva von Steinburg, AZ-Archiv

Vor 71 Jahren wurde das KZ Flossenbürg befreit. Über einen Ort, der immer noch mit seiner Vergangenheit kämpft

Von Eva von Steinburg

Eine bayerische Fahne flattert im Wind. Dächer tragen Solarzellen. Genau dort, wo früher mehr als 18 Häftlingsbaracken aus Holz standen, stehen heute über 25 Eigenheime. So ist das im kleinen oberpfälzischen Dorf Flossenbürg, gleich an der tschechischen Grenze, wo die Sudeetenstraße den historischen Verlauf des Elektrozauns des zweiten bayerischen Konzentrationslagers neben Dachau markiert.

Wenn an diesem Sonntag hier Bayerns Staatsminister Ludwig Spaenle (CSU) beim Gedenktag zum 71. Jahrestag der Befreiung des KZ Flossenbürg sprechen wird, wird er auch die Häuser der Flossenbürger sehen.

Von ihren Fenstern blicken die Bewohner direkt auf den ehemaligen Appellplatz hinunter: ein schmerzhafter Ort. Von 1938 bis 1945 herrschten hier Nazi-Willkür, Misshandlungen, Folter. Exekutionen auf dem Appellplatz sind belegt.

Eigenheime auf früherem KZ-Grund? Diesen Anblick halten viele Besucher kaum aus: „Dieser Boden gehört den Menschen nicht“, empört sich eine Besucherin der Gedenkstätte. „Was wir hier sehen, ist unehrenhaft gegenüber den Tausenden von Toten.“ Sofort entspinnt sich eine heftige Diskussion: Die meisten denken ähnlich. Sie vermischen Pietät.

In Flossenbürg brannte der Krematoriums-Ofen 24 Stunden durch. Hitlers Ziel war „Vernichtung durch Arbeit“. Durch härteste Arbeit im Steinbruch. Granitblöcke abspre-

ngen, Steine schleppen, Loren schieben. Hitler brauchte Material für seine Triumph-Architektur, für protzige Ämter und Autobahnbrücken.

„Die ersten Häftlinge hier waren Berufsverbrecher“, erläutert die ortsansässige Rundgangsleiterin. „Danach kamen Obdachlose und Homosexuelle, Roma und Sinti. Die meisten Menschen im Lager waren politische und jüdische Häftlinge aus Polen und Russland.“ Über 30 000 Menschen überlebten das Arbeitslager Flossenbürg mit seinen Außenstellen nicht.

„Das Ausradieren hatte hier System“ – der Ort sollte verschwinden

Flossenbürg – nie gehört? Als Nicht-Oberpfälzer und Nicht-Historiker ist man damit nicht allein. Das zweite bayerische KZ – es gilt es als das „vergessene Konzentrationslager“. Weil es im Zonenrandgebiet liegt, aber auch, weil das KZ mitten im Dorf vergessen werden sollte. „Das Vertuschen, Ausradieren und Überbauen der KZ-Spuren hatte System“, sagt Jörg Skriebeleit (47), seit 1999 Leiter der Gedenkstätte. „Viele wollten Gras über die Sache wachsen lassen.“

Zehn Jahre nach der Befreiung 1945 waren die 50 Baracken abgerissen und dieser Teil des KZs überbaut: als normales Wohn- und Gewerbegebiet. Das kam so: Nach der Befreiung vor 70 Jahren übergaben die Amerikaner das KZ-Gelände an die Bayerische Finanzverwaltung, als Treuhandbetrieb. Die verpachtete 1948 den lukrativen Granit-Steinbruch, der sofort Begehrlichkeiten geweckt hatte, an „OSTI“, einen gewerkschaftseigenen Betrieb.

Der wiederum warb für die Arbeit im Steinbruch Vertriebene aus dem Sudetenland und Schlesien an. Die neuen Ein-

wohner kauften die Häuser auf den „Lagerterrassen“ am Hang. Die Gemeinde Flossenbürg hatte den KZ-Grund von der Treuhand gekauft. Hier baute man 1958 rund 30 Eigenheime.

Arbeit gab es ebenfalls in der neuen Kabelfabrik „ke-auto-elektrik“ auf dem früheren KZ-Gelände: Der Zulieferer von Bosch deckte den zentralen KZ-Appellplatz einfach mit seiner Fabrikhalle zu.

Bis zum Jahr 1997 ist dort ganz normaler Produktionsbetrieb – zwischen der KZ-Steinbaracke für Entlausung und Ganzkörperrasur sowie der Häftlingsküche. Die 300 Angestellten frühstücken und machen Pause im früheren „Häftlingsbad“. Jemand legt geschwungene Pfade über dem großen Gelände an, pflanzt ein Wäldchen. Verschwunden ist der schreckliche Ort.

Fast nur der hinterste Teil des KZs, mit dem Krematorium, das einen Ofen für vier Körper hat, mit Friedhof, Kirche und Wachturm, bleibt offizielle Erinnerungsstätte – als parkähnliches, friedliches Areal. Dazu die Reste der Arrestbaracke. Bis 1988 verwaltet die Bayerische Schlösser- und Seenverwaltung das alles. „Die Atmosphäre mildern, integrieren, weichzeichnen, das war hier der

Plan“, sagt Gedenkstättenleiter Jörg Skriebeleit heute.

1995, anlässlich des 50 Jahrestags des Kriegsendes, gibt es im KZ die erste große Gedenkfeier. Viele ehemalige Häftlinge kommen mit ihren Verwandten aus Israel, New York oder Warschau – und erschrecken, wie das Dorf Flossenbürg in das Lagergelände hineingewachsen ist. Sie protestieren und forcieren eine würdigere Erinnerungskultur.

Erst eine französische Firma ermöglicht ein würdiges Andenken

Das Bayerische Kultusministerium, inzwischen Verwalter der Gedenkstätte, beschließt eine Neukonzeption – tut aber nichts. Bis ein entscheidender Impuls von Außen kommt. Die französische Firma Alcatel schluckt die Kabelfabrik in der oberpfälzischen Pampa. Ein Manager, der 1997 nach Flossenbürg reist, stutzt sofort: „Moment, wo produzieren wir hier überhaupt? Das darf nicht sein.“ Sein Vater war Häftling im KZ Buchenwald.

Alcatel verzichtet auf diese kleine deutsche, durch unsägliche Verbrechen an der Menschlichkeit besudelte Pro-

duktionsstätte. Und schenkt das KZ-Gelände dem Freistaat Bayern zurück.

Als wichtigste Aktion wird 2000 die große Fabrikhalle vom historischen Appellplatz gerissen. Seitdem wird archäologisch geschürft und sensibel restauriert. Damit Erinnern wieder möglich ist. Offene Debatten sollen fortan die Atmosphäre prägen.

Auch in der Auseinandersetzung mit der Siedlung auf KZ-Grund: „Inzwischen wohnen hier die Kinder und Enkel, der Steinarbeiter, die einst hier angesiedelt wurden – in unverkäuflichen Häusern“, sagt ein Mitarbeiter der Gedenkstätte. Die von vielen als unanständig empfundene Nähe der Siedlung zum Krematorium und den Massengräbern ist beklammend. Die Germanistin

Marianne Hörlein aus München sagt etwa: „Ich spüre hier das Leid. Ich würde mindestens die ersten zwei Häuserreihen abreißen lassen.“ Theoretisch könnten die Hausbesitzer ja entschädigt werden – und am Dorfrand neu bauen.

„Tal des Todes“ hat man ihn getauft: den Lager-Friedhof mit dem Krematorium und seinem Ofen. Unter der Aschepyramide liegen die verbrannten Reste von 15 000 Menschen. Unter dem unscheinbaren grünen Rasen neben der Kirche liegen 5500 Opfer der SS-Todesmärsche. Die Erinnerung an diese Toten lässt sich nicht begraben.

Flossenbürg liegt 2,5 Stunden Autostunden von München entfernt. Mehr Infos: www.gedenkstaette-flossenbuerg.de



„Unanständige Nähe“: die Siedlung auf ehemaligem KZ-Grund.

Gedenken an die Persönlichkeiten der Toten

„Friseur – In diesem Raum werden Gefangenen von anderen Häftlingen alle Kopf- und Körperhaare abrasiert.“ Knappe Info, tiefe Wirkung. Ein Teil des Ausstellungskonzepts im KZ Flossenbürg. Nicht mit schockierenden Gräuelbildern möchte man hier erklären, was geschah.

Von den Häftlingsbaracken steht keine mehr. Ihre Umrisse sind mit Steinen markiert. Das KZ-Museum im alten

„Häftlingsbad“ hat erst die Degradierung von Menschen zur Nummer zum Thema. Dann setzt die Ausstellung positive Fotos dagegen. Sie zeigen Sinti und Roma sowie jüdische Familien aus vielen Ländern Europas in ihrem glücklichen Alltag vorher: in der Schmiede-Werkstatt, beim Wandern, im Arm der Verlobten. Die Idee: den Toten ihre Persönlichkeit und ihr Gesicht zurückzugeben.

Dass es nur wenige drastische Dokumente gibt, sehen einige kritisch: „Erinnerungskultur ist immer auch politisch“, meint etwa Klaus-Martin Lein, Historiker und Dozent für Wirtschaftsethik aus München. „Haar- und Schuhberge, wie in Auschwitz, sagen mehr als 1000 Worte. Für das Leid, das die Menschen hier erlitten haben, finde ich diese Gedenkstätte zu geräuschlos und nett.“

Der zweite Museums-Bau ist mit „Was bleibt“ überschrieben. Hier geht es um die Vertuschung des KZ nach 1945 sowie um die Schicksale der Überlebenden: von Opfern wie Tätern.

Gerade erst eröffnet: Das ehemalige SS-Casino ist das neue Bildungszentrum mit „Museumscafé“. Dass hier jetzt behinderte Menschen in Küche und Service arbeiten spricht für sich selbst. **est**

„Ein Ort des Austauschs“

Wie eine Münchnerin die Gedenkstätte erlebt

Über die Verbrechen der Nazis haben sie weit mehr als einen Meter Bücher im Wohnzimmer: eine Altenpflegerin aus der Borstei, ein Bauer aus Aubing und ein Ex-Stadtrat – und vermutlich auch Gustava Everding, Ärztin und Witwe des bayerischen Staatsintendanten August Everding.

Die Münchner sind bei einer Exkursion der Katholischen Akademie in die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg dabei. Als der Bus den hintersten Winkel

der Oberpfalz ansteuert, erzählt Gustava Everding: „Erst sehr spät, 1958, als Studentin

habe ich vom Holocaust erfahren – als ich das Tagebuch der Anne Frank gelesen habe. Später war ich mit meinem Mann im KZ Auschwitz und mit einem Enkel in Buchenwald.“ Warum sie in das Lager Flossenbürg mitfährt? „Das ist für mich Geschichtsunterricht, der mir ein

Bedürfnis ist“, sagt sie schlicht. In Flossenbürg beeindruckt Gustava Everding die Film-Dokumentation über die Befreiung des KZs durch die Amerikaner besonders.

Ihr Fazit zur Exkursion: „Der junge Leiter der KZ-Gedenkstätte, will hier kein KZ nachbauen, sondern einen lebendigen Ort des Austauschs. Diesen Ansatz finde ich gut.“ **est**



Gustava Everding.